

vor allem in Zeiten der Not, welche eine Fühlungnahme aller Lutherischen Kirchen im Reich nicht oder kaum zuließ — für die Gesamtheit der Lutherischen Kirchen im Reich zu handeln und diese so, wie das irgend möglich war, selbst darzustellen. Das ist immerhin eine Tatsache von kirchengeschichtlicher Bedeutung, die nicht übersehen werden darf. Dabei geht es dem M.L.B. natürlich nicht um ein ängstliches Festhalten dieser Stellung. Es ist im Gegenteil sein herzlicher Wunsch, die Evangelisch-Lutherischen Kirchen im deutschen Raum möchten sich des Gemeinsamen mehr und mehr bewußt werden und dem auch äußerlich Ausdruck geben, und er dürfte dann wieder nichts sein als ein Kirchenwerk, dem die missionarische Betreuung der Glaubensgenossen in der Diaspora übertragen ist. Ob solche Einigung in der Weise einer Lutherischen Reichskirche oder in der einer ständigen lutherischen Bischofs- oder Bistumskonferenz geschieht und inwieweit dabei auch die Laien in Erscheinung treten, ist eine weniger vordergründige Frage.

Erlangen, 15. Mai 1945.

D. Dr. Friedrich Ulmer.

Martin Luther – Abgrund und Gipfel.

Dostowjewski sagt einmal in seinem Roman „Schuld und Sühne“: „Die wahrhaft großen Menschen müssen, wie ich glaube, auf der Welt eine große Traurigkeit empfinden“. Max Lenz spürt bei Luther „den Hauch der Wehmut“, der auch Bismarck umwitterte und „auf so vielen weltgeschichtlichen Helden ruht, welche das Leben ihrer Völker in neue Bahnen zwangen“. Gustav Freytag redet im Hinblick auf Luther von dem „heimlichen Schmerz, ja der Reue eines großen geschichtlichen Charakters“: „Es gibt wenig Sterbliche, welche dieses Weh so tief empfunden haben wie Luther“. Arnold E. Berger schildert die „Mittlerschmerzen“ Luthers. Der dänische Psychiater P. I. Reiter sagt in seinem großen Lutherwerk: „Die Größe eines Genies hebt sich zumeist von einem Hintergrund von Leiden und Disharmonie ab“. Luther hat solche Schmerzen schwerer getragen als andere Mittler der Weltgeschichte, denn er wäre beinahe an ihnen zugrunde gegangen. — Es sind „stellvertretende“ Schmerzen. Aber eben deshalb können sie nicht jedem in diesem Maße zugemutet werden, wenn sie auch wenigstens in ähnlicher Weise immer wieder von denen durchgekämpft werden müssen, die zu seiner Gefolgschaft gehören. Allein, um ein schlagendes Wort Luthers anzuwenden: wie ein Körper nicht bloß aus Knochen besteht, so sind auch in der Kirche nur ein paar besonders Starke, „die solche Puffe ertragen können“. Er aber mußte bis hinunter an die Sohle des Abgrunds schweben und da unten erkennen, was da liegt, „gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen“.

Am Dasein Gottes hatte Luther niemals gezweifelt. Das war ihm kein Problem. Aber ob dieser existierende Gott ihm nun auch *gnädig* sei, das war's, was an ihm nagte. Und wenn er es nun nicht war; wie kriege ich dann einen gnädigen Gott? Kann ich das überhaupt zu Wege bringen? Die Kirche lehrte ihn: Wenn du das tust, „was in dir ist“, dann hilft dir Gott mit seiner Gnade nach, daß du gute Werke tun kannst, mit denen du dann die ewige Seligkeit verdienst. So tat er, „was in ihm war“. Er fastete. Er fror, er kasteite sich. Er verzichtete auf alles. Er betete. Er meditierte bis

hin zum Aufschwimmen von Visionen. Er nahm teil an den Sakramenten der Kirche. Er leistete, was verlangt wurde. Immer wieder. Immer wieder. Immer mehr. Mit heiligem Ernst. Er war nicht bloß Mönch, er war auch Priester. Er zelebrierte die hl. Messe. Er wallte nach Rom und nahm dort an allen Gnaden teil, die da geboten wurden. „Darüber sind manche toll und töricht geworden“, sagt er selbst aus schweren Erfahrungen heraus, die ihn an die dunkle Pforte des Wahnsinns führten. Denn auf diesen Wegen fand er den gnädigen Gott nicht. Im Gegenteil rückte er ihm immer ferner — und furchtbar näher mit seinem zornigen Gericht. Es war ihm manchmal, als „stehe Gott mit einer Keule hinter ihm“. Er zuckte zusammen, wenn es in seiner stillen Zelle an der Wand knackte. Er „zappelte wie ein Holzwürmlein“. Er magerte ab bis zum Gerippe. Man könnte alle Knochen an ihm zählen. Die Augen fielen ein. Die Nase war spitz. Die Glieder zitterten. So hat er selbst einmal einen solchen Elenden beschrieben. Da kommt ihm der Trost der Tränen. Aber er erlebte doch auch Stunden, da er selbst das nicht mehr konnte. Er spürte in sich die Hölle rumoren, d. h. die vollendete Gottesferne. Er konnte kein Kruzifix mehr ansehen: es schaute ihn so zornig an. Du bist an dieser Marter schuld! Er kommt auf den frevlen Gedanken: wenn es doch überhaupt keinen Gott gäbe! Manchmal weiß er nicht, ob Gott der Teufel sei oder der Teufel Gott. Er blickt hinaus aus seinem Zellenfenster auf den kleinen Klosterfriedhof da unten und das Wort aus dem Hebräerbrief steigt bang in ihm auf: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und danach das Gericht“. „Die Angst mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn sterben bei mir blieb, zur Hölle muß' ich sinken!“ „Ich kenne einen Menschen, der da versichert, solche Qualen öfters durchgemacht zu haben, so groß und höllisch, daß sie keine Zunge aussagen kann, kein Griffel beschreiben und niemand glauben kann, wenn er sie nicht selbst erfahren hat. Derart sind sie, daß, wenn sie sich ganz austoben, oder auch nur eine halbe, ja eine zehntel Stunde anhielten, dieser Mensch mit Stumpf und Stiel zugrunde ginge und mit allen seinen Knochen zu Asche verbrannt würde. Da erscheint Gott grauenhaft zornig und mit ihm ebenso die ganze Kreatur. Da gibt es kein Entrinnen, keinen Trost, weder innen noch außen, sondern nur eine allgemeine Anklage. In einem solchen Augenblick kann die Seele nicht glauben, daß sie jemals erlöst werden könne, nur das Eine fühlt sie, daß die Strafe noch nicht zu Ende gekommen ist“. So starrt ihm aus dem Spiegel der Seele sein entsetztes Angesicht an, Gott ist ihm der verborgene Gott, ein unheimlicher Abgrund, eine blinde unbarmherzige Naturmacht, ein unentrinnbares Verhängnis, eine unbestimmbare Bestimmung, ein äußerstes Unglück.

Man hat es mehrfach gewagt, diese Zustände rein medizinisch-pathologisch zu deuten. So katholische Polemik (H. Grisar S. J.); liberaler Protestantismus (A. Hausrath), moderne Psychiatrie (P. F. Reiter). Allein diese „Anfechtungen“ (tentationes), wie sie Luther nennt, wurden ja gar nicht auf medizinischem Wege geheilt, mit Ruhe und Diät, sondern durch den endlich entdeckten Trost des Evangeliums, der ihm nach Luthers eigenem Wort die Pforten des Paradieses aufthat und ihn in namenlose Freude versetzte. War aber die Heilung nicht medizinisch, dann war es die Krankheit auch nicht — womit natürlich nicht abgeleugnet werden soll, daß Luther sehr oft schwer mit seinen Nerven zutun hatte. Aber aufs große weltgeschichtliche Geschehen gesehen versagt die rein körperliche Deutung völlig. Es mag vielleicht Vaterhaus und

Schule dem empfänglichen Knaben eine Angstpsychose eingeprägt haben, aber muß das dann zu solchen Tiefen *religiösen* Schreckens führen? Gewiß hatte Luther auch nach der Entdeckung des evangelischen Trostes noch schwere Stunden, aber wessen Leben verläuft denn so streng logisch, daß alles „stimmt“? Noch ein anderer Erklärungsversuch ist abzuweisen. Wie es falsch ist, Luthers Ängste als rein körperliche und damit als private zu erklären, ebenso ist es falsch, sie — im Gegensatz dazu — aus dem allgemeinen Druck seiner Zeit verstehen zu wollen. Gewiß ist die Zeit vor ihm und um seine Anfänge herum voller Angst. Die Unruhe der Gotik erklettert ihren Höhepunkt. Wie sie sich auf dem Gebiet der Architektur und Zierplastik zu bizarrem Virtuositentum überspitzt, so ist die Zeit ihres Ausganges überhaupt Verwickeltheit, Übersteigerung, Verwirrung und schließlich Ratlosigkeit, die sich natürlich am einschneidendsten da bemerkbar macht, wo der Mensch in seine letzte Tiefe steigt, in der Gottesfrage. So war die Zeit gewiß bereit für Luthers schwere Erkenntnis und doch kann diese keineswegs als eine bloß gesteigerte Form der allgemeinen Zeitpsychose verstanden werden. Diese leistete vielmehr bloß sozusagen Hebamendienste. Was Luther sah, war nicht bloß ein Blick mit den Augen seiner Zeit, sondern er sah schauernd in die nackte Wahrheit, in den tatsächlichen Zustand zwischen Gott und Mensch — nicht des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sondern aller Zeiten, in den fürchterlichen Abstand, in den bodenlosen Abgrund der Gottesferne, in die Ratlosigkeit des schuldigen Menschen, der mit seiner Sünde und den Unbegreiflichkeiten seines Lebens und alles Lebens nicht fertig wird. Das sah er, wie es vor ihm noch kein Mensch gesehen hatte, und er erlitt die Höllenqualen, die solches Schauen nach sich ziehen muß. Gott senkte ihn erst einmal in den Abgrund, denn nur der versteht das Evangelium recht, der zuvor die Hölle geschmeckt hat. Die Objektivität solcher Gotteserkenntnis Luthers, die hoch über das Individuelle und das Zeitgeschichtliche hinauswächst, kann freilich rein historisches Erkennen nicht mehr feststellen. Dieses muß hier die Waffen strecken und das Feld der Entscheidung allein dem *Glauben* überlassen, der es wagt, mit Luther in den Abgrund zu springen.

Aus diesem Abgrund riß ihn die neuerfaßte frohe Botschaft von Jesus Christus und stellte ihn auf den sicheren freien *Gipfel*.

„In meinem Herzen herrscht dieser einzige Artikel, nämlich der Glaube an Christus. Aus ihm, durch ihn und zu ihm fluten alle meine theologischen Gedanken Tag und Nacht hin und her“. So bekennt er es vor seinen Studenten. Und er blickt hinein in die Geschichte der Kirche und findet: „Ich habe erfahren und gemerkt in allen Geschichten der ganzen Christenheit, daß alle diejenigen, so den Hauptartikel von Jesu Christo recht gehabt und gehalten haben, sind fein und sicher im rechten christlichen Glauben geblieben, und ob sie sonst daneben geirret oder gesündigt haben, sind sie doch zuletzt erhalten“. Das Christentum ist ja immer das wert gewesen, was ihm Christus wert war. Es ist wie bei zwei kommunizierenden Röhren. So kommt für Luther nur der in seiner Hoheit unverkürzte *Gottessohn* in Betracht. Ein anderer kann ihm ja nicht helfen, den Zorn Gottes abwenden, dem Tod seine Gewalt zerstören und ewiges Leben spenden. Nur dieser kann bis auf die Sohle des Abgrundes steigen und heraufholen. Wer daher diesem Artikel von der wahren Gottheit Christi

etwas abbricht, „der wird hernach das ganze Christentum verlieren und zuletzt Türke werden“.

„Und auch wahrhaftiger *Mensch*, von der Jungfrau Maria geboren“, heißt es weiter im Kleinen Katechismus. „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewige Gut“. „Er hat nicht geflattert wie ein Gespenst, sondern gewohnt unter den Leuten, Augen, Ohren, Mund, Nase, Brust, Bauch, Hände und Füße, wie du und ich gehabt, Milch gesogen, mit uns gegessen und getrunken, gezürnet, gebetet, traurig gewesen, geweinet“. Diese volle Menschheit Jesu Christi ist der einzige rechtmäßige Weg, Gott zu finden. Außerhalb der Menschheit Christi können wir Gott nicht fassen. Da gibt es bloß ein Steigen in die blaue Luft mit dem unausbleiblichen Schluß tödlichen Absturzes.

Nun hat aber diese christozentrische Frömmigkeit Luthers eine ganz besondere Färbung. Gewiß, keine Form der christlichen Frömmigkeit lebt ohne Christus. Aber die Strahlen dieser Sonne werden in *wechselnder* Stärke und Farbe aufgenommen, wie bei der natürlichen Sonne je nach Wolkenbildung und Tageszeit ihre Wirkung verschieden ausfällt. Das volle Licht in seiner ganzen Pracht erfaßten die christlichen Mystiker aller Art, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, die mystischen Dominikanerinnen des Mittelalters, der Graf Zinzendorf. Hier bricht die Christussonne in der lodernen Pracht des Abendhimmels hindurch, in tiefer Glut bis zur seligen Trunkenheit als ein Feuer, das sich vom Himmel ergießt, daß sich die Seele hineinstürze und darin untergehe. Luthers Christusfrömmigkeit ist auch voller Lichtbesitz. Aber — und das ist der totale Unterschied — seine Christussonne ist ein fröhlicher Morgenaufgang, da der Tau glitzert und sich alles freudig zu neuem Leben, zu neuer Arbeit ausstreckt, dem tätigen Tag entgegen. Es gibt in der ganzen Kirchengeschichte keine Frömmigkeit, die so christozentrisch wäre als die jener Mystiker und die Luthers, aber die Luthers ist die stärkere, gesündere, frohere, neutestamentlichere. Sie hat nichts, gar nichts von Ekstase an sich, auch nichts von erotischer Verliebtheit und süßer Zerflossenheit. Für ihn ist Christus nicht der holde Seelenbräutigam, sondern der befreiende Gottesheld, der starke Herr.

Das ist zunächst einfach die Folge seiner tiefsten Erfahrung. Er hatte sich nicht hineingeträumt in eine poesieerfüllte Seligkeit der Seele, sondern sich von Christus retten lassen aus tiefer Not. Er hatte im Abgrund die starke Hand Christi ergriffen, der ihn auf den Felsengipfel der Gottesgemeinschaft riß. So war ihm Christus aufgegangen und das blieb ihm. Zu hunderten und aberhunderten von Malen nennt er ihn einfach „den Mann“. „Auf den Mann wagen wir's“. „Ich will bei dem Manne bleiben und mich darüber begraben lassen“. „Es streit't für uns der rechte Mann“. Das wird bisweilen erweitert zum „Siegmann“ oder „Hauptmann“. „Gott hat uns Christum zum Hauptmann gegeben und an die Spitze gestellt“ und er nennt ihn „den Führer“ schlechthin, den obersten und teuersten Ritter, den Helden, den Riesen, besonders gern den Herzog. Altgermanisches Urempfinden wird wach und erreicht seine höchste Erfüllung. Der Herzog ist der, der das Heer nach sich zieht, dem Siege entgegen. So zieht Christus, der Herzog, die Seinen nach sich durch Tod und Teufel, Sünde und Schuld, der seligen Gottesgemeinschaft im ewigen, aus Gnaden geschenkten Frieden. Dieser Christus ist das völlige Gegenteil eines strengen Richters oder harten Gesetzgebers. Unerbittlich hatte das ausgehende Mittelalter den „gerechten Richter

der Rache“ auf dem Regenbogen thronend und zürnend dargestellt, wie z. B. auf dem grauslichen Steinbildwerk vom Wittenberger Stadtfriedhof, an dem Luther so oft vorübergehen mußte. Nein, *der Mann am Kreuz*, das ist die Zusammenfassung des lutherischen Christus. „Ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christus höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hängt“, ruft er den bilderstürmenden himmlischen Propheten zu. Aber nun ja nicht im Stile des Isenheimer Altars! Nicht der durch sein Kreuz uns Anklagende, Zerschundene, ist Luthers Christus, sondern Dürers starker Held am Kreuz, der für uns dort gesiegt hat, mit seinem königlich schenkenden Wort: Für euch vergeben und vergossen! Nicht Bußangst, aber auch nicht Mitleid der Mystik ist es, was Luther mit dem Mann am Kreuz verbindet sondern die große Befreiungstat der Erlösung, die dort geschehen ist. Am Karfreitag ist er „in unserer Person angetreten“, er litt, was wir hätten leiden sollen — die Strafe — er leistete, was wir hätten leisten sollen — den völligen Gehorsam — bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuz. „Die Summe der Passion ist: Siehe, Mensch, das hättest du leiden sollen, ich aber nehme alles auf meine Schultern, daß du frei würdest“. Das alles ist Freude, unaussprechliche Freude, Evangelium, d. h. frohe Botschaft, die unsagbare Freude des ewig Geborgenen. „Nun freut euch, liebe Christeng'mein, und laßt uns fröhlich springen, daß wir getrost und all in ein mit Lust und Liebe singen, was Gott an uns gewendet hat, und seine süße Wunderthat, gar teu'r hat er's erworben“. Die süße Wunderthat, — das ist die Errettung aus dem fürchterlichen Abgrund, das ist die Vergebung der Sünden, der Freispruch des Sünders vor Gott, die „Rechtfertigung“, wie es Luther nach Paulus nennt. Der den Sünder freisprechende Gott waltet aber nun nicht bloß einmal, dieses Amtes, sondern er ist auch hier ewig quellender Brunnen. „So oft du Sünde fühlst, sagt er einmal in einem wundervollen Bild, so oft darfst du Vergebung der Sünden fühlen. Es ist damit nicht wie eine Wolke, die vorüberauscht, sondern ein ewiger Himmel über uns“.

Diese Tat Gottes in Christi Werk aber ergreifen, „packen“ und sich gelten lassen, das heißt *Glaube*. Das ist für Luther nicht das selige Untertauchen im Meere der Gottheit auch nicht der Eifer scholastischen Zerfaserns, auch nicht pietistische Nachahmung des Seelenbräutigams oder gar das Tugendleben der Aufklärung — Glaube ist ihm, ganz entsprechend Abgrund und Gipfel, heldenhaftes Wagnis und treues Anhängen. Es ist ein gewappneter Glaube. So nennt Luther den Glauben einen Riesen, einen trefflichen Helden, der da kämpft gegen Hölle und alle Teufel und den Tod. Er legt die sechste Bitte des Vater Unfers aus: „Gib uns allen deine Gnade, daß wir mit einem ritterlichen, festen Glauben beständiglich fechten und die ewige Krone erlangen“. „Ein Christ ist keck in Todesnot und freut sich wider den Tod. Wohl an, so laßt sie nun hereinreiten in des Teufels Namen und laß sie die Hölle gleich ganz ausschütten, da liegt mir nichts an. Ich will gerne sehen, ob sie unsern Herrgott fressen werden“. „Wenn alle Teufel und 100000 Büchsen auf mich gingen, sag ich dennoch: Hernieder, Tod, mir unter die Füße! Wenn die Hölle alle Flammen auf mich gösse und alles Unheil auf mich spiee, dennoch bleibe ich in jenem Glauben und Credo in Jesum Christum“. „Es ist ein schwerer und abenteuerlicher Glaube der christliche, aber der Sieg ist dennoch sein“.

Jede geistige Erscheinung hat Parallelen in ihrer Zeit. Am Morgentor der Reformation steht Dürers Meisterstück vom Ritter trotz Tod und Teufel. Das ist haargenau Luthers Glaube in künstlerischer Verklärung. Wer dünkte hier nicht an Luthers Heldengang nach Worms! Wenn man aber den Stich genauer ansieht, wird man entdecken, daß der Ritter höhnisch grinst über die dummen Kerle, die ihn da das Gruseln lehren wollen. Genau dieses überlegene Lachen, dieser starke Humor dringt aus Luthers Glauben. Bisweilen erinnert er an Landsknechtfröhlichkeit. Ja, im Sang von der Festen Burg erschallt im Rhythmus der zweiten Hälfte jeder Strophe der fröhlich donnernde Dreierschlag der Landsknechtstrommeln. Luthers Zeit ging überhaupt noch viel im Panzer einher, es ist gewappnete Zeit. Selbst Philippus Melancthon der in seinen Pelzen und doppelten Hemden beständig zitternd fror, bekennt doch einmal schüchtern, daß es keinen schöneren Anblick gebe, als einen Mann im Panzer zu sehen. Dieses Zeitalter des Panzers erlebt nun seinen idealen Gipfel in Martin Luthers Glauben, in diesem Gipfelglauben, den gewaltige Stürme umtosen und doch nicht zerbröckeln können, der weiteste Aussicht gewährt, bis in die Ewigkeit, und doch dabei das Nächste nicht übersieht, sondern es mit Liebe umfaßt, weil er selbst so froh ist. Solchen Gipfel aber kann nur der erklimmen, der durch Christus mit Gott ins Reine gekommen ist, zum Frieden. Martin Luther hat diesen Weg hinauf gefunden und er winkt uns zu mit mächtig zwingender Gebärde.

Erlangen.

D. Dr. Preuß.

Luther auf der Coburg.

„Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen — in diesem Wort des 118. Psalms (V. 17) fand unser Vater Luther ein Selbstzeugnis, das er besonders im Sommer 1530, zur Zeit des Augsburger Reichstages, auf sich anwenden durfte, als er von der einsamen Veste Coburg aus die hart bedrohte Front der Bekenner von Augsburg durch unablässiges Gebet und den kräftigen Zuspruch seiner tröstlichen Briefe stärkte. „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen“ — so klingt Luthers Selbstzeugnis zu uns, über die vierhundert Jahre hinweg, die am 18. Februar 1946 seit dem seligen Heimgang unseres Reformators vergangen sind; denn wie er seinen Lauf vollendet hat im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland der armen Sünder, so gilt von ihm: „Durch denselben redet er noch, wiewohl er gestorben ist“ (Hebr. 11, 3). „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen“ — so zu sprechen muß unsere lutherische Kirche immer von Neuem in Luthers Nachfolge lernen und erfahren. Dazu soll uns die Erinnerung an seinen Aufenthalt auf der Coburg dienen.

Am 23. April 1530, frühmorgens, bestieg Luther mit zwei Begleitern die Veste Coburg, die ihn für mehr als fünf Monate aufnehmen sollte. Es wurde Morgen. Draußen, unter dem Fenster der Luther-Stube im zweiten Stock, der sogenannten „Hohen Kemenate“, fingen die Dohlen, die das kleine Gehölz bevölkerten, ihr „Gekecke“ an. Luthers Blick ging weiter — nach Norden auf die weiten Wälder des